

Mirjam Triendl-Zadoff

Die Bügelfalte des Antisemitismus

Karlsbad, in der Sprache der Ambivalenz

Ankunft im Paradies

„Ankunft. Der Fremde kommt mit der Bahn in Karlsbad an, besteigt einen Wagen oder den Bahnomnibus und gelangt so in einigen Minuten in die Stadt, wo er, falls noch keine Wohnung für ihn in Bereitschaft gehalten wird, in einem Hotel sein Absteigquartier nimmt und sich auf die Suche nach einer, seinen Ansprüchen und Verhältnissen entsprechenden, Wohnung begibt.“¹

Auch heute, beinahe 100 Jahre nach dem Erscheinen von Franz Zatloukals *Praktischem Handbuch für Karlsbader Kurgäste* nimmt der Reisende, gerade angekommen, ein Taxi oder den Bus der Linie 1 und fährt die kurze Strecke zu einem der zahlreichen Hotels, vom Bahnhof Karlovy Vary, der die durchschnittliche Bezirksstadt im Nordwesten der Tschechischen Republik mit ihrem berühmten Kurbezirk verbindet.

In dem engen, langgezogenen Tal der Tepl, von waldreichen Hügeln umgeben, öffnet sich dem staunenden Ankommenden ein wild-eklektisches Durcheinander von historistischen Promenaden, Wandelhallen und Prunkbauten: mehrstöckig, großstädtisch, bonbonfarben – ein „Stelldichein der Sahnetorten.“² Weitab vom Alltag der nahen Bezirksstadt, von Armenhäusern und Fabriken, wurde hier um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Paradies erfunden für jene, die es sich leisten konnten und dessen mythenumwobener Klang noch heute leise an unser Ohr dringt.

In Karlsbad, so das *Praktische Handbuch* weiter, erwarteten den müden Reisenden nicht nur Hotels aller Preisklassen und modernst eingerichtete Wohnungen, zahlreiche Restaurants und Kaffeehäuser, in denen berühmter Karlsbader Kaffee mit zartem Feingebäck serviert wurde, sondern überhaupt alle Annehmlichkeiten, die eine solche Musterstadt moderner Dienstleistungskultur bieten konnte.³ Zeitgenössische Beschreibungen von Karlsbad als „paradiesische Konstruktion“⁴ versprachen die Illusion eines sorgenfreien Lebens auf Zeit als Ware für die Wohlhabenden und blendeten soziale, psychische und politische Konflikte aus. In einer Stadt im Kleinformat, wo der Schritt des gemächlichen „Schlenderns“ noch das Tempo bestimmte und das Promenieren kein Ziel kannte als den Selbstzweck, vermittelten die Ordnung der gesund machenden Landschaftsgärten und ein für alle identischer Tagesablauf Sicherheit und Struktur.

Als Treffpunkt der saisonalen Migration einer internationalen Oberschicht, die hier nicht Geld verdienen, sondern ausgeben wollte, lag Karlsbad in seiner Blütezeit an den Hauptverbindungslinien zwischen West- und Osteuropa: Nicht nur der Orientexpress passierte die Stadt auf seinem Weg von Oostende nach Istanbul; tägliche Direktverbindungen von Karlsbad oder Eger brachten Reisende aller (Bahn-)Klassen ebenso nach Budapest, Prag, Warschau, Berlin, Wien, Paris, London, München, Zürich, Breslau und Oberschlesien. Seit

den 1920er Jahren wurden von dem kleinen Flughafen Espenthor auch tägliche Flüge nach Prag und Marienbad angeboten.⁵

Im folgenden Text steht „Karlsbad“ nicht nur stellvertretend für das ganze westböhmisches Bäderdreieck mit den nahen „Schwesterstädten“ Marienbad und Franzensbad, die, wenn auch anders in spezifischen Charakteristika, doch in ihrer symbolischen Bedeutung sehr ähnlich waren und deshalb nicht immer extra genannt werden. „Karlsbad“ steht darüber hinaus als Synonym für einen exzeptionellen und in dieser Art unvergleichlichen ‚Ort‘ im Grenzland West- und Osteuropas.

Von besonderer Komik, von großer Ambivalenz

Karlsbad repräsentierte während seiner Blütezeit zur Jahrhundertwende nicht nur einen (groß-)bürgerlichen Sehnsuchtsort und ein Ziel des beginnenden Massentourismus; es verkörperte auch etwas Außergewöhnliches und Eigenartiges: Auf Grund seiner Lage ‚zwischen‘ West- und Osteuropa entwickelte sich der Ort zu einem saisonalen Anziehungspunkt für jüdische Kurgäste unterschiedlichen kulturellen Hintergrunds. Das westböhmisches Bäderdreieck schien Jüdinnen und Juden relative Sicherheit zu versprechen, im Gegensatz zu dem zunehmend antisemitischen Deutschnationalismus vieler Badeorte an Nord- und Ostsee oder dem gewalttätigen Antisemitismus in zahlreichen Bädern Russisch-Polens und Galiziens.⁶ Aber nicht nur aus diesem Gegensatz heraus entstand die weitverbreitete Imagination von Karlsbad, Marienbad und Franzensbad als „jüdische Orte“ – von unterschiedlichen politischen Seiten positiv wie negativ konnotiert.⁷

Tatsächlich kam eine hohe Zahl von jüdischen Kurgästen, Patienten und Patientinnen jeden Sommer aufs Neue hierher: Nicht nur das assimilierte west- und osteuropäische Bürgertum fuhr ins Bad, auch bei wohlhabenden chassidischen Rebbes und ihren Anhängern waren Karlsbad und Marienbad sehr beliebt. Ihnen folgten jährlich eine große Anzahl Bedürftiger aus den östlichen Ländern der Donaumonarchie, die von der Hoffnung auf Unterstützung durch wohlhabende jüdische Kurgäste angezogen wurden. Einem Bericht der Israelitischen Kultusgemeinde von Karlsbad gemäß lag es in ihrer Verantwortung sich sowohl um diese sogenannten mittellosen Kranken zu kümmern, als auch deren Präsenz im Kurbezirk zu reglementieren: „Die Kunde, dass arme Leute im Sommer in Karlsbad bald mehr, bald weniger Geldunterstützungen erhalten, lockt jährlich eine große Anzahl jüdischer Bettler aus Galizien hierher, die bei der Unmöglichkeit geregelter Kontrolle sehr gut auf ihre Kosten kommen.“⁸ Aus diesem Grund erweiterte die Kultusgemeinde das in den 1870er Jahren errichtete *Kaiser Franz Josefs-Regierungs-Jubiläums-Hospiz für arme Israeliten* zur Jahrhundertwende, um nun monatlich „150 der Karlsbader Kur Bedürftigen Unterkunft zu gewähren“, in der Hoffnung, auf diese Weise „die jüdischen Armenverhältnisse in Karlsbad vollständig zu regeln“.⁹

Die lokalen israelitischen Kultusgemeinden waren selbst während des Winters nicht klein – im Jahr 1900 lebten 1.405 Jüdinnen und Juden in Karlsbad, immerhin 9,6 Prozent der Gesamtbevölkerung; und bis 1919, zu ihrem 50jährigen Bestehen, war die Karlsbader jüdische Gemeinde zur viertgrößten Böhmens angewachsen.¹⁰ Im Sommer jedoch machte die große Zahl der anwesenden Jüdinnen und Juden eine nahezu großstädtische Infrastruktur notwendig: Es gab nicht nur zahlreiche koschere Restaurants, Betstuben und rituelle Bäder,

sondern auch ein breites kulturelles Angebot, das von unterschiedlichen Vereinen getragen wurde. Auch die Synagogen waren für die „Sommergemeinden“ dimensioniert und fielen nicht nur durch ihre Größe, sondern auch ihre zentrale Lage und orientalisierende Architektur auf. In der *Jüdischen Bäder- und Kurortzeitung*, einer Beilage der mährischen *Jüdischen Volksstimme*, amüsiert man sich nicht ohne Stolz darüber: „In den westböhmisches Kurorten ist der folgende Scherz populär: ‚Es gibt im Kurort eine Kirche für Katholiken, eine für die Protestanten, eine für die Russen und einen Tempel für die – Kurgäste.‘“¹¹

Mit den jeweiligen Stadtverwaltungen verband die Israelitischen Kultusgemeinden eine Zweckgemeinschaft, die während der Sommermonate nach außen hin harmonisch funktionierte. In dem Moment jedoch, in dem der letzte Kurgast die herbstliche Stadt verließ, radikalisierte sich die Situation unvermittelt, und die sommers so tolerante Stadt kanalisierte ihren Deutschnationalismus gegen die ansässigen Jüdinnen und Juden. Die *Oesterreichische Wochenschrift* sprach im Winter 1910 sogar von einer vollständigen „Trennung der Gesellschaft in Christen und Juden“:

„Schon bei der Einfahrt in die Stadt Karlsbad sieht man, dass die schöne Kurstadt auch im Winter sich zu vergnügen weiß, denn große Plakate verkünden, dass alle möglichen Vereine große Unterhaltungen, Bälle, Theater usw. veranstalten, die für jeden zugänglich sind, nur für eine Klasse von Menschen nicht, für die Juden. Fast sämtliche Vereine von Karlsbad haben die Juden ausgeschlossen und zu keiner ihrer Unterhaltungen haben dieselben Zutritt.“¹²

Bereits um die Jahrhundertwende war das Phänomen des saisonal begrenzten Antisemitismus in den westböhmisches Badeorten sprichwörtlich geworden. Zeitungen, wie die *Prager Selbstwehr*, die *Oesterreichische Wochenschrift* oder die *Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus* berichteten in regelmäßigen Abständen über den sogenannten „Winterantisemitismus“. Die Ambivalenz dieser saisonalen Erfahrung, die auch in anderen Kur- oder Erholungsorten auftrat,¹³ erreichte hier ein absurdes Ausmaß, wie der Humorist Julius Steppenheim festhielt:

„Von besonderer Komik ist der Antisemitismus in Karlsbad. Im Sommer freilich haben sie zu viel mit dem Plündern der Fremden zu tun. Wie die Bauern während der Ernte keine Zeit zum Tanzen haben, so hat der Antisemit keine Zeit zum Hetzen [...] Dann wimmelt Karlsbad von Herren ‚von Cohn‘, und namentlich in den Läden wird jeder baronisiert, der im Winter wenigstens in Worten verbrannt oder durchgeprügelt worden ist.“¹⁴

Den *Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus* zufolge war der Hintergrund für dieses „Zweiseelentum“ die „alldeutsche Agitation“, welche die Stadtpolitik der Orte dominierte.¹⁵ Im Zentrum des tschechisch-deutschen Nationalitätenkonflikts gelegen, kam es in Karlsbad seit der Jahrhundertwende zu einem Feldzug gegen alles „Tschechische“; Tschechen und Tschechinnen wurden vehement aus Schulen und Arbeitsstellen, von Haus- oder Hotelbesitz hinausgedrängt. Den ansässigen Israelitischen Kultusgemeinden kam in dieser Auseinandersetzung die Rolle des Dritten und des Fremden zu, der selbst außerhalb des nationalen Konflikts stand und ihn mit seiner Anwesenheit in Frage stellte: „In Prag

warf man ihnen [den Juden] vor, dass sie keine Tschechen, in Saaz und Eger, dass sie keine Deutschen seien. [...] Woran sollten sie sich denn halten? [...] Es gab welche, die deutsch sein wollten, da fielen die Tschechen über sie her – und Deutsche auch.“, beschrieb Theodor Herzl kurz vor der Jahrhundertwende die Situation in Böhmen.¹⁶ Obwohl die Karlsbader Israelitische Kultusgemeinde bereits 1897 mit massivem Antisemitismus konfrontiert worden war – als man zuerst den jüdischen Stadtrat Fleischner aus seiner Position drängte und daraufhin Jüdinnen und Juden aus dem Karlsbader Turnverein ausschloss –, erwartete die Stadtverwaltung von ihr regelmäßige nationale Positionierung und das Bekenntnis zum Deutschtum.¹⁷

Als allerdings einmal während der Saison ein Karlsbader Restaurantpächter seiner politischen Meinung Ausdruck verschaffte, reagierte die Bezirkshauptmannschaft Karlsbad sofort: Dem Wirt, der an seinem Lokal Tafeln mit der Aufschrift „Juden haben keinen Zutritt“ angebracht hatte, und für den Fall, dass jüdische Kurgäste trotzdem eintreten sollten, Gläser mit der Aufschrift „Nur für Juden“ bereit hielt, drohte die Behörde mit Konsequenzen. „Der Inhaber eines Gast- und Schankgewerbes“, so hieß es in dem Schreiben, sei „vermöge seiner Konzession gehalten, Speisen und Getränke an Gäste ohne Unterschied der Nationalität und Konfession zu verabreichen [...]“.¹⁸ Wie die *Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus* erfreut erklärten, sei „die Behörde in Karlsbad [...] mit gutem Beispiel vorgegangen“.¹⁹ Worüber die *Mittheilungen* allerdings nicht mehr berichteten: Der Wirt ließ daraufhin ein neues Schild an seinem Lokal anbringen: „Nur infolge behördlichen Zwangs werden hier Juden geduldet.“²⁰

Obwohl der Nationalitätenkonflikt in Karlsbad sich mit dem Ersten Weltkrieg und nach Errichtung der Tschechischen Republik nachhaltig radikalisierte, hielt die Stadt am Erfolg des politikfreien Sommers fest. Karlsbad wurde – angeblich im Sinne der Erhaltung der Internationalität des Kurbezirks – zur deutschen Stadt erklärt. Es kam kurzfristig und außerhalb der Saison zu öffentlichen Ausschreitungen, Ausgehsperrungen und Demonstrationen deutschnationaler Gesinnung. Der Kurbezirk jedoch blieb unter großem Aufwand und Einsatz während der Saison politikfreie Zone.²¹ In der alltäglichen Inszenierung der Karlsbader Kuridylle reichte diese Entpolitisierungsstrategie auch weit in die Repräsentationsebenen der Bezirksstadt Karlsbad hinein: Selbst die Karlsbader Tagespresse, die sich mehr an einheimische und nicht an kurende Leser richtete, behandelte politische Ereignisse peripher oder unkommentiert – bis zum Ende der Saison.

In der Liste der „Antisemitischen Bade-, Kur- und Erholungsorte“, die der *Verein zur Abwehr des Antisemitismus* regelmäßig publizierte, erschien Karlsbad zwar immer an populärer Stelle mit einer langen Reihe von explizit antisemitischen Hotels und Pensionen. Doch die meisten der hier aufgelisteten deutschen und österreichischen Kurorte waren nicht mit einzelnen Hotels repräsentiert, weil sie sich zur Gänze als antisemitisch deklarierten, so etwa die Nordseeinseln Juist und Borkum oder die Ostseebäder Zinnowitz und Bansin.²² Nicht selten fand sich am Ende der Liste eine kleine Notiz dieses oder jenes Hotelbesitzers, der um Richtigstellung bat: So gab sich zum Beispiel der Inhaber des Karlsbader „Sanssouci“ bass erstaunt, als er von einem Abonnenten der *Mittheilungen* hörte, dass sein Etablissement als antisemitisch bezeichnet wurde. Er erklärte dem Herrn, „seine Ladenmieter seien Juden“ und „Juden gehören – wie unser Gewährsmann sich überzeugt hat – zu seinen besten Gästen. Der Wirt glaubt, daß nur durch Konkurrenzneid dieses Gerücht entstanden sei, und bat um Richtigstellung.“²³ Die Schwierigkeiten im Umgang mit solchen Fällen dokumentiert

die Korrespondenz des Reisedienstes des *Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens*, aus der hervorgeht, dass die Ambivalenz des saisonalen Karlsbader Anti- und Philosemitismus häufig lange Untersuchungen, Richtigstellungen und große Ratlosigkeit nach sich zog.²⁴

Zu ähnlichen Konflikten kam es auch in Bezug auf die Stadtverwaltungen als Träger des widersprüchlichen saisonalen Arrangements: In einem Schreiben an das Organ der *Oesterreichisch-Israelitischen Union* bezeichnete ein langjähriger Kurgast die Franzensbader Stadtverwaltung als durchwegs antisemitisch. Kurz darauf publizierte dasselbe Blatt eine entrüstete Antwort, der zu entnehmen war, dass der „Verfasser augenscheinlich die Verhältnisse in den böhmischen Kurorten zu einseitig“ auffasse und „besonders mit jenen von Franzensbad nicht ganz vertraut“ sei. Nicht in Franzensbad, so erklärte der Absender, sondern in Karlsbad und Marienbad bestehe „fast die Hälfte der Stadtrepräsentanz aus offenen oder versteckten Antisemiten“.²⁵ Wie diese Zuschreibungen und Konflikte illustrieren, ließ der Antisemitismus sich nicht vollständig aus der „Saison“ verbannen und machte – gewollt oder ungewollt – das Karlsbader „Zweiseelentum“ sichtbar: In diesen Momenten tauchte auf der scheinbar perfekt inszenierten Bühne der feinen internationalen Weltstadt plötzlich das Gesicht einer deutschtümelnden Egerländer Provinzstadt auf.

„Gibt es hier Juden?“, werden Sie mich fragen...“²⁶

Es war eine so unwirkliche und künstliche Situation, dass sie einem Vakuum gleich das anzog, was sie verbot: Das Politische legte sich wie ein Hypertext, in der Art einer omnipräsenten zweiten Realität über alles – ein dünner Schleier, den man auch übersehen konnte.

Eine solche Situation retrospektiv greifbar zu machen, sich nicht – nur – mit ihren Inszenierungen aufzuhalten, erinnert ein wenig an den Umgang mit retouchierten Postkarten, deren Echt- oder Unechtheit man erkennt, aber in Ermangelung des unretouchierten Bildes nicht völlig aufzulösen vermag. Die wenigen Spuren, Texte, die nicht von außen die Situation beschreiben, sondern in Karlsbad selbst entstanden, die Zensur passierten, publiziert und gelesen wurden, sind in der Sprache dieser Ambivalenz geschrieben. Es sind meist humoristische Texte, deren Lektüre anfangs verwirrend ist und nur vor dem Hintergrund der Karlsbader Idiosynkrasien verständlich wird. Und da letztendlich nur die Lektüre der Texte selbst die Komplexität der Situation transportiert, werde ich zwei davon exemplarisch thematisieren.

„Warum besuchen Sie nicht Karlsbad? – Ja, warum besuchen Sie nicht Karlsbad?“²⁷ Es ist ein eigenartiges kleines Buch, das mir in der Tschechischen Nationalbibliothek in die Hände fällt. Auf den ersten Blick ein Reiseführer, ähnlich den vielen anderen, die ich zuvor durchgeblättert habe: „Etwas Wunderbares ist's, die beruflich abgespannten Nerven im kräftigen Wellenschlag der Ostsee zu stählen, auf Sizilien, in italienischer Sonne Körper und Seele zu durchleuchten, [...] und was dergleichen noch mehr solcher Herrlichkeiten auf der Welt sein mögen. Bei Karlsbad hat die ganze Sache zunächst einen etwas salzigen Beigeschmack, der Sie aber bestimmt nicht hindert, nach Karlsbad zu kommen.“²⁸ Auf den zweiten Blick jedoch fehlen dem Band alle Eigenschaften eines Reiseführers – es finden sich keine praktischen Tipps, Hotel- und Eisenbahninformationen, historischen Einführungen oder ärztlichen Empfehlungen der Karlsbader Mineralquellen.

Karlsbad. Wie es die Wenigsten kennen, erschienen 1933 in Karlsbad und München, ist eine Art alternativer Reiseführer, der es sich zum Ziel machte, „Sie, mein[en] liebe[n] Leser und Leserin“ – „zwei Fremde“ – mit jenem Karlsbad bekannt zu machen, wie es in keinem Buch beschrieben ist. „Ich weiß, Sie haben viel gelesen und gehört über Karlsbad, sodaß es scheint, Sie kennen es schon.“ Da dieses Wissen aber offensichtlich nicht ausreicht, die beiden Fremden für Karlsbad zu begeistern, beabsichtigt der Autor, die Stadt und ihre Einwohner abseits von Klischees wie „alte Sitten“, „enge Straßen“, „hohe Preise“ und „sparsam, altklug und snobisch“ zu beschreiben. Mit dem Ziel, den Leser und die Leserin soweit zu bringen, „dass Sie beide ausrufen werden: ‚Es ist wirklich entzückend, das Karlsbad, wie es die Wenigsten kennen!‘“²⁹

Es ist nicht besonders professionell geschrieben, manchmal grammatikalisch ungenau oder holprig und vermutlich auch das einzige Buch, das der Karlsbader Gustav Wack-Herget vom Hotel Jägerhaus jemals publiziert hat. Wie viele Auflagen es erlebte und wie groß seine Verbreitung war, ist nicht nachvollziehbar. Obwohl dieser Reiseführer, der 1933 in Deutschland und dem „Sudetenland“ erschien, das gleiche Ziel verfolgte wie alle anderen seiner Art – nämlich möglichst viele Leute nach Karlsbad zu bringen und das zu einer Zeit, als die Stadt längst nicht mehr der Magnet von einst war –, versucht er das auf ungewöhnliche Weise. Im ersten Drittel des Buches, unter dem Titel „Eigentümlichkeiten, die Sie kennen müssen“, finden der Leser und die Leserin „ein Kapitel, welches Sie wirklich zuerst lesen müssen“.³⁰ Denn dieses Kapitel, so der Autor, sei unerlässlich zum Verständnis der vorangegangenen und folgenden: Jede Stadt habe bekanntlich ihre Eigenarten, „aber Karlsbad hat außer diesen Eigentümlichkeiten sonderbare und unterhaltende Einrichtungen und Gewohnheiten, welche oft in ziemlich scharfen [sic] Gegensatz zu den allgemeinen europäischen Gebräuchen stehen“.³¹

Daraufhin folgt eine Beschreibung der dem Autor am wichtigsten erscheinenden Karlsbader Eigenarten, worunter zu zählen wären: „Rechts gehen!“, „Keine Stadt besitzt so viele öffentliche Uhren [...]“ und „die Karlsbader Stadtgemeinde“.³² Außerdem zählt diese kurze aber recht eigentümliche Liste noch ein weiteres Charakteristikum auf:

„Gibt es hier Juden?“, werden Sie mich fragen. [...] Wahrscheinlich sind die Juden woanders weit weniger populär, als sie es in Karlsbad sind. Ich habe nicht die Absicht über das jüdische Problem zu schreiben, sondern ich wünsche nur Ihre Aufmerksamkeit auf die eigenartigen Karlsbader Ansichten in dieser Frage zu lenken. Es hat mit Politik oder Antisemitismus nichts zu tun, denn diese Frage ist in Karlsbad von jedermann zu hören, von den Juden gerade so oft, wie von den Nazis. Ist er ein Jude? – alle anderen Fragen sind von zweiter Wichtigkeit. Ob der Schauspieler oder Komponist Talent zeigt, ob der bekannte Arzt Erfolg mit seiner Behandlung hat, oder ob der Kurgast ein gutes Trinkgeld gibt, das erste was gefragt wird ist, ob er ein Jude ist. Eines ist bestimmt, man würdigt die Verdienste von dem Komponisten und Arzt oder was immer er sein mag, ganz ungeachtet auf Konfession. Ich kann Ihnen raten, während Ihres Kuraufenthaltes in Karlsbad sich nicht so sehr über diese Frage zu unterhalten, sonst werden die Leute hier versuchen, herauszufinden, dass Sie ein Jude sind.“³³

Ob die „eigenartigen Karlsbader Ansichten in dieser Frage“ tatsächlich mit „Politik oder Antisemitismus nichts zu tun“ haben? Im Sommer – und davon spricht der Reiseführer

ja – haben sie vermutlich vordergründig und per Dekret tatsächlich nichts damit zu tun. Alles weitere bleibt im winterlichen Nebel verborgen: Ruhig und eintönig vergingen die Wintermonate, heißt es da, nur unterbrochen vom Singen patriotischer Lieder beim Kirchweihfest.³⁴ So fällt auch im letzten Kapitel, „Die Karlsbader“, kein Wort über die ansässige jüdische Gemeinde oder die Karlsbader Tschechinnen und Tschechen: „Die Karlsbader sind echte Egerländer und wie alle Egerländer ziemlich robust [...]“³⁵, plump und schwerfällig, reaktionär und ein wenig geldgierig, wie der Autor sarkastisch bemerkt.

Weiter hinten in dem Band stellt sich heraus, dass die Aufforderung, nicht nach der jüdischen Herkunft mitkurender Gäste zu fragen, sich nur auf jene bezieht, die sich äußerlich in das Kurpublikum integrierten. Gänzlich anders hält der Autor es mit den zahlreichen frommen Juden, die aus Osteuropa nach Karlsbad kamen, unter ihnen berühmte chassidische Rebbes mit ihren Anhängern und Höfen. Mit ihrer einheitlichen Tracht und der Distanz, die sie zum restlichen Kurpublikum wahrten, fielen die kleineren oder größeren Gruppen von bärtigen, schwarzgekleideten Männern auf den Promenaden auf. Egal ob wohlhabend und einflussreich oder arm und bedürftig – fromme Juden aus Osteuropa wurden unter der Bezeichnung „die Polnischen“ subsumiert. Unter diesem Titel firmiert auch das zwölfte Kapitel des „nichtoffiziellen Führerbuchs“³⁶ von Gustav Wack-Herget:

„Die ‚Polnischen.‘ Wer kennt sie nicht, die Jünger aus dem Osten? Sie können sie in Karlsbad zahlreich sehen. [...] Ihr Standquartier haben sie in der Morgenzeile und schön geordnet, zu zweien und dreien wandern sie von dort zum Sprudel, zum Mühlbrunn und zu den übrigen Quellen. [...] Man kann nicht sagen, daß die Kaftanträger in Karlsbad gern gesehen sind, man nimmt sie hin nach dem Rezept: ‚In der Not frißt der Teufel Fliegen.‘ Zwischen kühlen und spöttischen Blicken wandern ihren Weg die polnischen Juden.“³⁷

Aber, so meint der Autor weiter, die Stadt tue den „polnischen Juden“ unrecht, wären sie – mit ihrer genauen Kenntnis der Karlsbader Verhältnisse und seiner medizinischen Besonderheiten – doch die beste Werbung für die Stadt im Osten:

„Karlsbad sollte gerade diesen Gästen besonderen Dank zollen, sind es doch sie, die Karlsbad’s Ruf im Osten fördern und festigen. [...] Da das Leben der polnischen Juden nicht vom Geschäft zu trennen ist, bedeutet es für die Kurstadt auch eine wesentliche Förderung ihrer Handelskreise. Es wird wenig Ostjuden geben, die nicht auf ihrer Heimreise Industrieartikel aller Art mitnehmen und sie im Osten direkt einführen.“³⁸

Und trotzdem empfänden die Karlsbader Hoteliers es als Herabwürdigung ihrer Hotels, wenn „polnische Juden“ bei ihnen einkehrten. „Und hier setzt das Unlogische ein. Auf einen Neger, Araber oder Inder – natürlich mit fürstlichen Titeln – ist der Herr Hotelier stolz, ein polnischer Jude ist ihm ein Greuel.“³⁹ Dabei würden die „Polnischen“ diese unverständlichen Ressentiments sogar respektieren, heißt es weiter, und nur bei akutem Zimmermangel versuchen, in einem besseren Hotel unterzukommen. (Wobei anzunehmen ist, dass fromme Juden ohnehin nur in jüdischen Hotels mit koscherer Küche abstiegen.) „Wie jämmerlich gegen diese wahre Kulturmission des Ostjuden“, beschwert sich Wack-Herget, „ist die Rolle

manches prinzhlichen Hochstaplers aus Ägypten, Sudanesien oder Niemandland. [...] Ein altes Handtuch um den Kopf gewunden, gilt in Karlsbad mehr, als der würdige Seidenkaftan des Ostens.“⁴⁰

Der „Seidenkaftan des Ostens“ galt in Karlsbad vermutlich tatsächlich nicht viel, aber anders als in Deutschland gab es hier nie Versuche, den Besuch von frommen Juden zu unterbinden. Beinahe dreißig Jahre vor Erscheinen dieses Reiseführers war es in deutschen Kur- und Badeorten zu heftigen Auseinandersetzungen um den Kaftan gekommen: Die Herzogliche Kur-Verwaltung im schlesischen Bad Salzbrunn verbot Kaftanträgern den Zutritt zu den Kuranstalten, „weil diese Tracht von der in Salzbrunn landesüblichen stark abweicht“.⁴¹ In Bad Nauheim wurde daraufhin ein „Antikaftanverein“ gegründet.⁴² In den *Mittheilungen* kommentierte man den Vorfall ärgerlich: „Viele Kaftanträger dürften lieber nach Borkum und anderen antisemitischen Badeorten gehen wollen, wo man wenigstens Kurage genug hat, offen gegen die Gäste vorzugehen, als nach solchen Bädern, wo man den Kaftan schlägt und den Juden meint.“⁴³

Möglicherweise war die Zahl der frommen Juden, die nach Karlsbad kamen, zu hoch und ihre „Kulturmission“ zu wichtig, um zu vergleichbaren Maßnahmen zu greifen, möglicherweise hätte eine solche Intervention dem Image des internationalen Kurortes geschadet. Nicht zufällig ging während des „Kaftanstreites“ in Deutschland ein aufsehenerregendes Bild um die Welt, das König Eduard von England während seines Aufenthaltes in Marienbad zeigt, wie er „neben einem Kaftanträger sein Glas Brunnen trinkt“.⁴⁴ Wie Wack-Herget in seinem Reiseführer bemerkt, ließen fromme Juden sich von dem unmöglichen Verhalten der Karlsbader nicht abhalten, weiterhin zu kommen: „Aber unseren ‚Polnischen‘ macht dies gar nichts aus, sie kommen nach Karlsbad, nicht der Karlsbader wegen, sondern des Sprudels halber und keine Kurdirektion der Welt könnte sie zum Besuche eines Bades bewegen, dessen Nutzen für Körper und Geschäft sie nicht einsehen.“⁴⁵

Weitaus ungeliebter und „zum Schrecken der Hoteliers“, so Wack-Herget weiter, würden „die Polnischen“ erst in dem Moment, „wenn sie den Kaftan abgelegt haben und scheinbar zivilisiert und sehr amerikanisch aussehen.“⁴⁶ In dieser Verkleidung, so der ambivalente Text des Reiseführers, „Rasseköpfe fast durchwegs, mit elegantem Auftreten“, würden sie dann ihre „orthodoxe Verwandtschaft“ in Karlsbad treffen und mit in ihr Hotel bringen, worauf der Hotelier sich schwöre, nie wieder einen „Amerikohner“ bei sich aufzunehmen.⁴⁷ Über dieses „Zweiseelentum“ empört, freut sich Wack-Herget, eine Anekdote über jenen amerikanischen Gast zu erzählen, der seinem Hotelier eine treffende Antwort gegeben hätte: „Er wollte für seinen Bruder ein Zimmer bestellen, der Hotelier aber, durch ähnliche Fälle gewitzigt [sic], sondierte, ob es sich um europäische Kleidung handle. Da schnitt Mr. Silberman das Gespräch ab, indem er hervorhob: ‚Ich sog Ihnen, er is ä ächta Daitscha.‘“⁴⁸

„Jüdische Kampfesweisen“⁴⁹

„Nebbich der Juwelier. Eine Neu-Karlsbader-Tragödie.

Der Juwelier: (ein vergrämtes kleines Männchen geht in seinem sehr elegant eingerichteten Laden auf und ab): ‚Schon drei Tage kein Geschäft. Gut schau’n mir aus.‘

(Zwei Damen und zwei Kinder drängen sich durch die Türe und schnattern in englisch-jüdisch-deutschem Jargon durcheinander.)

Lady Sarrah: ‚Sie haben ä so butifall stones in Ihrer Schau und wir haben gerne schone Sachen. Wir werden gehen zu schauen Ihre Daimants.‘

Der Juwelier (verneigt sich entzückt).

Die Kinder (ein Mädchen und ein Knabe haben sofort die Tischdecke und den Diwan-überwurf auf den Fußboden gezogen und spielen Indianer.)

Der Juwelier (zeigt den Damen Schmuckgegenstände und ist währenddessen bemüht, die von den Kindern erzeugte Unordnung nach Tunlichkeit zu regeln).

Lady Kitty: ‚Oh, you have indeed schöne Sachen, aber wir haben in Pâris gesehen Goldfiligrân mit Daimants a soi groß. Nu was Pâris bedarf zu können, müssen Sie doch auch können.‘

[...]

Der Juwelier (nach zwei Stunden): Meine hochverehrten Ladys! Bitte, bitte, sagen Sie mir doch, was Sie eigentlich kaufen wollen?‘

Lady Kitty: ‚Koifen? Nix wanten wir zu koifen!‘

Der Juwelier (in höchster Verzweiflung, schreiend): ‚Ja, sie sagten doch, daß Sie Diamanten sahen [sic] wollen.‘

Lady Sarrah: ‚Oh dies seien ein wery great Mißverständnis. We are not koming where zu koifen Daimants, wir sind hergekommen zu trinken Sprudel.‘

(Der Juwelier sinkt vom Schläge getroffen tot zu Boden.)

Vorhang.⁵⁰

Die Posse von *Nebbich, dem Juwelier* und den beiden amerikanischen Damen, die gekommen waren, um vom berühmten Karlsbader „Sprudel“ zu trinken, bedient sich einer ähnlichen Sprache wie die oben erwähnte Anekdote von „Mr. Silberman“, jenes, dem Jiddischen angelehnten Tonfalls, der häufig antisemitischen Karikaturen unterlegt ist. Ähnlich der Geschichte von „Mr. Silberman“ erscheint auch „Nebbichs“ Geschichte in einem ungewöhnlichen Zusammenhang: Poldi Weiß’ *Karlsbader Kikriki* bezeichnet sich selbst als „boshaft-ironische Streitschrift gegen alle“, die in den 1920er Jahren unregelmäßig, meist einmal pro Monat, erschien.⁵¹ Der *Kikriki* macht sich über die Karlsbader Lokalpolitik und das spannungsgeladene Verhältnis zwischen Stadt und Kurbezirk lustig und tut es satirisch, weshalb die meisten Artikel selbst während der Saison unzensuriert abgedruckt werden durften.

Das eigentliche Anliegen aber, das Thema, das alle Texte des *Kikriki* durchzieht, ist die Ambivalenz jüdischen Lebens in Karlsbad. Zu diesem Zweck werden Schläge in alle Richtungen verteilt, gegen die „Hakenkreuzler“ und ihr dumpfes Deutschtum, gegen die verlogenen „Rassenantisemiten“, die nur ihren Profit im Sinn hätten, gegen die assimilierten jüdischen Kaufleute und Hoteliers, denen das gleiche vorzuwerfen wäre, gegen die Stadtverwaltung und die Kultusgemeinde, die Schuld an der unmöglichen Karlsbader Situation trügen, und nicht zuletzt auch gegen den unmittelbaren Gegner, die antisemitische Presse: „Die Presse Karlsbads ist um ein Blatt, das die antisemitische Richtung propagiert, ärmer geworden“, heißt es zu Beginn der Sommersaison 1927: „Die ‚Deutsche Tageszeitung‘, die noch vor nicht allzu langer Zeit über Poldi Weiß’ ‚Jüdische Kampfweisen‘ gegenüber dem rassenreinen Herrn Josephus Lindner sich die Schnautze wetzte, bringt jetzt auch die Gottesdienstordnung der Juden.“⁵² Solche oder ähnliche Selbst-Positionierungen in der verqueeren politischen Landschaft Karlsbads verlautet der *Kikriki* nur selten und es ist anzunehmen,

dass es auch gar nicht nötig ist. Das Satireblatt steht einsam und abseits vom lokalen Diskurs, gegen den es opponiert.

Poldi Weiß, auf dem Titelblatt als übergewichtiger, rächender Journalistencowboy karikiert, mit der Pistole in der einen, der Feder in der andern Hand, benutzt in seiner Kritik an den Karlsbader Verhältnissen gern die Sprache seiner Gegner. Er bedient sich dabei häufig antisemitischer Stereotype und reflektiert auf diese Weise die Feindbilder der Karlsbader Gesellschaft: Fromme Juden aus dem Osten beschreibt er durchwegs als Schmarotzer, Schnorrer und Ganoven; den Karlsbader „Assimilationisten“ prophezeit er vom vielen Süßholzraspeln die damals umgangssprachlich als „Judenkrankheit“ bekannte Diabetes an den Hals;⁵³ und jene, oben als „Ameriköhner“ bezeichneten, aus Osteuropa stammenden amerikanischen Juden tauchen bei ihm in der Gestalt von „Leib Pelzlaus“⁵⁴, dem gewitzten Kleinkriminellen auf. Seine Sprache ist einmal mehr, einmal weniger dem Jiddischen angelehnt und je nach Sprecher und Thema mit vielen Hebraismen durchzogen. Poldi Weiß' eigene Person bleibt dabei meist im satirischen Nebel verborgen. Nur in einem Fall, einem humoristischen Stelleninserat, wird etwas umschrieben, das möglicherweise einem Selbstbild nahe kommt: „Wir suchen einen Mitarbeiter arischen Stammes, blond mit blauen Augen, der aber die Fähigkeiten eines jüdischen Journalisten, hauptsächlich dessen Ironie voll und ganz besitzen muß. Wir glauben aber, daß ein solches Phänomen bis heute noch nicht geboren ist.“⁵⁵

Poldi Weiß beschreibt den Karlsbader Alltag als ein endloses Possenspiel. Ort des Geschehens ist nicht Schilda, sondern „Warmbod“ [Warmbad], dessen Bewohner, die „Warmboder“, mögen sie nun Juden oder nicht Juden sein, die Protagonisten des nicht enden wollenden Ärgernisses:

„Bei uns z' Warmbod. Die Nachwüchslinge der alten guten Liberalen strengen sich mit möglichster Schonung der diversen Geldbörsen an, um die deutsche Demokratenpartei wieder ans Tageslicht zu zerren, damit mit Hilfe jüdischer Stimmen alte kampfes müde Männer, die man aus der Leitung der deutschen Nationalpartei wegen politischen Unvermögens gegangen hat, doch noch als irgendwelche Vertreter in irgendeinen Vertretungskörper hineinlanzieren kann, allwo sie dann in bescheidener Ruhe ihr Viertelstündchen verschlummern können. Zu diesem Warmboderstaatsstreich braucht man halt die von diesen Kandidaten oft angespuckten und sowohl physisch als auch moralisch geohrfeigten Juden, die ohne Unterschied der Klassen ihre Stimme dem von der Seite der Repräsentanz der Kultusgemeinde gutgeheißenen Kandidaten schon aus Rücksichten der Disziplin und religiösen Solidarität geben sollen. Die Repräsentanz hat ausgesprochen und der Jude muß gehorchen [...]. In der Repräsentanz sitzen die reichsten Volks- und Religionsgenossen, da gibt es kein handeln und feilschen, da heißt es folgen.“⁵⁶

So kommentiert Poldi Weiß bissig die Rolle der Israelitischen Kultusgemeinde bei den Wahlen im Frühjahr 1927. Das Verhalten der Kultusgemeinde war für Poldi Weiß eine Quelle steter Enttäuschung und steten Ärgernisses. In seiner Darstellung der Karlsbader Jüdischen Gemeinde kommen deshalb alle ihre einflussreichen Mitglieder und besonders ihre Repräsentanten schlecht weg:

„Wir (Poldi Weiß) teilen die Juden Warmbods in drei Klassen, ‚Elite‘, ‚Händler‘ und ‚Schnorrer‘. Zur ‚Elite‘ gehören: Bankdirektoren, Industrielle, Großkaufleute und Aka-

demiker, die so klug waren, ihr Wissen in klingende Münzen zu verwandeln. ‚Händler‘ sind mittlere Kaufleute und unter die ‚Schnorrer‘ zählen wir Landstreicher, Bettler, Angestellte und Krämer und Akademiker, die ihr Wissen einzig als ein Mittel zur Förderung des allgemeinen Wohles ansahen und auf ihre eigene Person ob dieses Idealismus‘ ganz vergessen haben. Zur Elite gehören auch die Vorstandsmitglieder der Kultusgemeinde, die nimmer dulden werden, daß ein einer niedrigen Klasse zugehöriger im Rate einen Sitz einnehme.“⁵⁷

Bereits während der Parlamentswahl 1925, anlässlich der Kandidatur einer jüdischen Liste, kritisierte Poldi Weiß die mangelnde Solidarität unter den Gemeindemitgliedern. Seine eigenen Sympathien lagen schon damals bei den Krämern und Schnorrern, wenn auch dieses Mal die idealistischen Akademiker ungenannt blieben: „Aber ein großer, sagen wir sehr großer Teil unserer Juden werden sich schämen für die jüdische Liste, für welche der Krämer oder nach ihren Begriffen, der Schnorrer, stimmt, auch nur Sympathie zu zeigen.“⁵⁸ Die Kritik des *Kikriki* richtet sich aber nicht etwa nur gegen die Mitglieder der jüdischen Gemeinde. Wogegen das Blatt sich am meisten auflehnt, ist die saisonale Verlogenheit der Stadtgemeinde. Der *Kikriki* bemüht sich nach Kräften, die Machenschaften der Karlsbader „Wirtschaftsantisemiten“ aufzudecken und ihre vielfältigen Ambivalenzen zu reflektieren:

„Sage mir wer dein Schneider ist und ich werde dir sagen, wie du wählst.‘ Sollte man meinen. O selige Zeiten, wo dies noch zutraf. [...] Der Herr Vizebürgermeister Nr. 1 kauft seinen Habitus bei Herrn Adalbert Kohn (Herr Kohn hat es uns selbst erzählt.) [...] An der Spitze des judenvertilgenden Hakenkreuzlers schreitet stolz Meister Palme vom Röhrsteig, der durch die ganze Sommerzeit das lange Röckele, auch Kaftan benamset [sic!], für den Europäer aus dem Osten baut, [...] denn kein Schneider der Stadt versteht es, das Kleid des rituellen Juden so fein und koscher zu nähen wie Meister Palme. – Und deshalb ist er ein Rassenantisemit.“⁵⁹

Dem *Kikriki* zufolge brachte die alljährliche Verwandlung der Stadt – von der internationalen Kurstadt in die Provinzstadt am nordwestlichen Rand der jungen Republik – aber noch weitaus problematische Seiten mit sich. Jeden Herbst – „der letzte Kurgast ist entwichen, wer noch da ist, gehört zum Geschmeiß“⁶⁰ – artikulierten Mitglieder der Stadtgemeinde nicht nur ihre deutschnationale Gesinnung, sondern auch einen zunehmend aggressiven und manchmal sogar handgreiflichen Antisemitismus:

„Der Herbst ist wieder da. Betrachtungen aus Stadt und Land.[...] Rasch den untersten Schub des verwanzten Ledersofas geöffnet und das während des Sommers dort verwahrte Nationalbewusstsein hervorgeholt, die Bügelfalte des Antisemitismus darin frisch nachgeplättet, denn jetzt dürfen wir es uns erlauben, wieder deutschradikal zu denken und fühlen, sowie, wenn sich die Gelegenheit bietet, den Jude zu verhauen. Ach, selig waren sicher die Zeiten, wo man ihn verbrennen durfte, aber heute läßt er es sich nicht mehr gefallen und was das schrecklichste ist, nicht einmal prügeln will sich der Stinker lassen, denn oft kommt es vor, daß die Hakenkreuzknaben die Verprügelten sind, so sie die Kühnheit besitzen, einen Jude anzustänkern.“

Also im Herbst traut man sich wieder, den alten gut deutschen Mumenschanz [sic!] aufzuführen, das heißt, man traut sich doch nicht recht, aber um sich vor den Oberboznen nichts zu vergeben und den Bräuchen genüge zu tun, treibt man Kinder im Festzuge durch die Straßen. [...] Die Schar der großen und kleinen Kinder gröhlt [sic!] und jöhlt, wenn aber unter den Zuschauern auf den Straßen ein jüdisches Ponim⁶¹ gesichtet wird, so tönen laute Püh- oder Hepheprufe aus der fröhlichen Schar. Ja, man hat die Jugend gut dressiert. Sie wird nie einen Tschechen beschimpfen, denn da würde man eingesperrt werden, aber dem Juden, dem Angehörigen des Minderheitsvolkes, darf man schon eine Flegelei, wenn nicht gar einen Stein an den Kopf werfen.⁶²

Dass Jüdinnen und Juden nicht zu winterlichen Veranstaltungen zugelassen waren, veranlasste den *Kikriki* deshalb nur noch zu einem Scherz am Rande: Im Februar 1925 hieß es im *Japanischen Brief*, einer Kolumne, die in jeder Ausgabe Seltsames aus dem „Japanerland“ Karlsbad berichtet, nur spöttisch: „Kürzlich arrangierte der ‚Bund der Rassenreinen‘ in den Pffirsichhainen des Indischen Hofes ein Fest. Chinesen, Juden und anderen Fremdländern wurden keine Teilnehmermarke ausgefolgt. Auch Japanerinnen mit Bubikopf warf man hinaus.“⁶³

Als „boshaft-ironische Streitschrift“ ist der *Kikriki* – ähnlich dem oben erwähnten Reiseführer – eine problematische Quelle. Doch selbst unter der Annahme, dass Sachverhalte satirisch zugespitzt formuliert wurden, öffnen diese Texte Möglichkeitsräume. Die Verschlechterung des Alltags der Karlsbader Jüdinnen und Juden nach dem Ersten Weltkrieg konnte vor dem Hintergrund des eskalierenden deutsch-tschechischen Konflikts auch von der minderheitenfreundlichen Politik der neuen tschechischen Republik nicht aufgehalten werden. Darauf lässt auch die zunehmende tschechische Orientierung der Karlsbader Jüdischen Gemeinde schließen, als die Option des Deutschen weniger und weniger gegeben war.⁶⁴

Epilog: „Es ist fatal, wenn statt 'nem Kuss / Man sich die Nois'n reiben muss.' Gruss aus Karlsbad.“⁶⁵

Es ist natürlich fraglich, wie viele Karlsbader Kurgäste den Reiseführer *Karlsbad. Wie es die wenigsten kennen* gelesen oder den *Kikriki* jemals in die Hand bekommen haben. In ihrem Kuralltag wurden die zahlreichen jüdischen Kurgäste aber ohnedies häufig mit den Karlsbader Ambivalenzen konfrontiert: Einerseits behandelte man sie in den meisten Hotels zuvorkommend, zumindest wenn sie aus Deutschland, Österreich oder Westeuropa kamen; andererseits begegneten ihnen überall im Ort die damals so beliebten Bäderpostkarten mit antisemitischen Sujets. Zahlreiche Motive karikierten fromme Juden, „jüdische Parvenüs“ am Arm von „jüdischen Matronen“, schmutzige, unsaubere und unschöne Körper, weibliche Männer und männliche Frauen.⁶⁶ Der angeblich humoristische Gehalt der Karikaturen verschaffte ihnen ihre Legitimität im politikfreien Kurbezirk.

Es ist ein grober Antisemitismus, der auf diesen Postkarten zutage tritt, und trotzdem unterscheidet er sich von vergleichbaren Karten aus Deutschland: Die Präsenz von Jüdinnen und Juden im Kuralltag wurde nicht grundsätzlich in Frage gestellt, wie es in manchen deutschen Orten der Fall war, wo die Karten „judenfreie Orte“ propagierten. Karlsbad, das bei Antisemiten im Ruf einer „Judenschwemme“ stand, konnte es sich vermutlich nicht leisten, seine jüdischen Gäste zu vergraulen.⁶⁷

Jüdinnen und Juden werden deshalb als integraler Teil eines vielfältig karikierten Kurpublikums dargestellt, und sie waren vermutlich eines der beliebtesten Motive. Gleichzeitig vermitteln diese Karten, die mit zahlreichen antisemitischen Stereotypen spielen, aber auch eine „am eigenen Leib“ eingeschriebene Andersheit – in einem Umfeld, dessen Augenmerk vor allem auf Repräsentation, Äußerlichkeit und Körperlichkeit lag, ein nicht unwesentliches Detail. Bedenkt man außerdem, dass Postkarten in alle Welt verschickt wurden, um den Ort zu bewerben, so scheint es durchaus in ihrem Interesse gelegen zu sein, auch seine Ambivalenzen zu transportieren.

Die wesentliche Frage, die am Ende dieser Überlegungen steht, ist meiner Meinung nach folgende: Ausgehend von der eingangs erwähnten These, Karlsbad repräsentiere einen temporären „jüdischen Ort“, einen trotz vielfältiger Ambivalenzen entstandenen Schutzraum – welche Aussagen können dann über die Exponiertheit des alltäglichen jüdischen Lebens, das man für drei Wochen hinter sich ließ, gemacht werden?

Anmerkungen

Dieser Text entstand aus der deutsch-israelischen Forschungskoooperation „Jews in a Multi-Ethnic Network“, die im Rahmen der Universität München unter Leitung von Michael Brenner durchgeführt wurde. Ich danke Noam Zadoff für seine Kritik, Anregung und Unterstützung.

- 1 Franz Zatloukal, Karlsbad und seine therapeutische Bedeutung. Ein praktisches Handbuch für Karlsbader Kurgäste, Karlsbad 1908, 5.
- 2 So soll Le Corbusier die Stadt einem Werbeprospekt zufolge genannt haben. Karlovy Vary – Carlsbad. Infocentrum Města, Karlovy Vary 2002.
- 3 Zatloukal, Karlsbad, wie Anm. 1, 4.
- 4 Burkhard Fuhs, Mondäne Orte einer vornehmen Gesellschaft. Kultur und Geschichte der Kurstädte 1700–1900, Hildesheim/Zürich/New York 1992, 460.
- 5 Wissenswertes für den Kurgast, hg. vom Kur- und Verkehrsverein Karlsbad, Karlsbad o.J., 38, 56; Gustav O. Wack-Herget, Karlsbad. Wie es die wenigsten kennen, Karlsbad/München 1933, 4.
- 6 Vgl. zu den deutschen Bädern: Frank Bajohr, „Unser Hotel ist judenfrei“. Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2003, 151.
- 7 Vgl. dazu: Michael Brenner, Zwischen Marienbad und Norderney: Der Kurort als „Jewish Space“, in: Jüdischer Almanach, Frankfurt am Main 2001, 119–139; Mirjam Triendl-Zadoff, *Łschonnoh habbo! Nach dem schönen Marienbad. On the Ambivalence of a Modern Sanctuary*, in: *Bohemia* 46 (2005), H. 1, 87–101.
- 8 Festschrift zur 74. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte. Karlsbad 1902, 482.
- 9 Ebd., 482.
- 10 Ebd., 493; I[gnaz] Ziegler, Zum 50jährigen Bestand der jüdischen Gemeinde in Karlsbad, in: Dr. Bloch's Oesterreichische Wochenschrift: Zentralorgan für die gesamten Interessen des Judentums 36 (1919), H. 41, 659–660.
- 11 Jüdische Volksstimme 29 (1929), H. 26, 2.
- 12 Zit. n. Die Selbstwehr, 18.2.1910, 6.
- 13 So zum Beispiel in Österreich; vgl. dazu: Robert Kriechbaumer (Hg.), Der Geschmack der Vergänglichkeit. Jüdische Sommerfrische in Salzburg, Wien 2002.
- 14 Zit. n. Bajohr, Bäderantisemitismus, wie Anm. 6, 150.
- 15 Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus 19 (1909), H. 6, 46.
- 16 Theodor Herzl, Die verschwundenen Zeiten, Wien 1897, zit. n. Klaus Wagenbach, Franz Kafka. Eine Biographie seiner Jugend, Bern 1958, 69.
- 17 Dr. Bloch's Oesterreichische Wochenschrift 14 (1897) H. 47, 1; Ebd. 14 (1897), H. 48, 1.
- 18 Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus 14 (1904), H. 24, 190.
- 19 Ebd., 220.
- 20 Deutsch-soziale Blätter (1904), 653, 765, zit. n. Bajohr, Bäderantisemitismus, wie Anm. 6, 47.

- 21 Am KV A-I-18-1, 1907-1928, Statni okresni archiv Karlovy Vary.
- 22 Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus 14 (1904), H. 35, 279.
- 23 Ebd., 280.
- 24 Nr. 2353 und 2365, Central Archives for the History of the Jewish People, Jerusalem, Bestand CV.
- 25 Zit. n. Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus 19 (1909), H. 6, 46; Ebd. 19 (1909), H. 15, 113.
- 26 Gustav O. Wack-Herget, Karlsbad. Wie es die wenigsten kennen, Karlsbad/München, 1933, 20.
- 27 Ebd., 1.
- 28 Ebd., 1.
- 29 Ebd., 2.
- 30 Ebd., 18.
- 31 Ebd., 18.
- 32 Ebd., 19.
- 33 Ebd., 20.
- 34 Ebd., 110.
- 35 Ebd., 108.
- 36 Ebd., 112.
- 37 Ebd., 75.
- 38 Ebd., 75.
- 39 Ebd., 77.
- 40 Ebd., 77.
- 41 Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus 16 (1906), H. 37, 282.
- 42 Ebd., 282.
- 43 Ebd., 283.
- 44 Ebd., 271.
- 45 Wack-Herget, Karlsbad, wie Anm. 26, 77.
- 46 Ebd., 76.
- 47 Ebd., 76.
- 48 Ebd., 76.
- 49 Karlsbader „Kikriki“ 24 (1927), H. 11, 2.
- 50 Karlsbader „Kikriki“ 2 (1925), H. 2, 3.
- 51 Karlsbader „Kikriki“ 5 (1929), H. 11, 1.
- 52 Karlsbader „Kikriki“ 4 (1927), H. 11, 2.
- 53 Karlsbader „Kikriki“ 7 (1927), H. 11, 5.
- 54 Karlsbader „Kikriki“ 2 (1925), H. 1, 1.
- 55 Karlsbader „Kikriki“ 4 (1927), H. 9, 5.
- 56 Karlsbader „Kikriki“ 4 (1927), H. 11, 1.
- 57 Ebd.
- 58 Karlsbader „Kikriki“ 2 (1925), H. 19, 2.
- 59 Karlsbader „Kikriki“ 2 (1925), H. 9, 1.
- 60 Ebd.
- 61 Jidd./Hebr.: Gesicht.
- 62 Karlsbader „Kikriki“ 5 (1928), H. 9, 2.
- 63 Karlsbader „Kikriki“ 2 (1925), H. 8,2.
- 64 Am KV A-I-18-1, 1907-1928, Statni okresni archiv Karlovy Vary.
- 65 Ansichtskarte, nach 1905, Verlag Ottmar Zieher, zit. n. Helmut Gold/Georg Heuberger (Hg.), Abgestempelt. Judenfeindliche Postkarten. Auf der Grundlage der Sammlung Wolfgang Haney, Heidelberg 1999, 66.
- 66 Vgl. dazu: Rachel Dipper, „Einmal muss der Mensch ins Bad!“. Grüße aus Karlsbad und Marienbad, in: Gold/Heuberger, Abgestempelt, wie Anm. 65, 194-204.
- 67 Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus 14 (1904), H. 23, 184.